

HERR K. UND DAS SINKENDE SCHIFF

Entspannungsmaßnahmen Bonner Politiker

Von Ulli Kulke

Niemand behaupte, ein Bundestagsabgeordneter spreche nicht die Sprache des Volkes. Detlef Kleinert beherrscht, wenn es sein muß, den Code der Straße, auch in den ehrwürdigen Katakomben des Bonner Parlaments. »Ich hätte eine Handgranate in das libysche Volksbüro geschmissen«, kommentierte er in der Bundestagsbar lautstark den Bericht eines Journalisten, als der von Schwierigkeiten am Tor der Bonner Kaddhafi-Botschaft berichtete. »Ich hätte eine Handgranate geschmissen«, brüllte er immer wieder und neutralisierte gleichsam die schallgedämpfte Teppichbodenatmosphäre des abgedunkelten Raumes. Die umstehenden Herren von Politik und Presse lachten etwas verlegen, vom Barhocker gerissen hat's niemand. Detlef Kleinert darf das alles. Stammgäste der Bundestagsbar erhoffen sich vom Hannoveraner Volksvertreter immer wieder etwas Lautstarkes, über das man am nächsten Tag im Kollegenkreis kundig etwas zum besten geben kann.

Es gibt sicher Mitglieder des Bundestages, an die Joschka Fischer weniger gedacht hat, als er einst öffentlich über den Alkoholkonsum im Hohen Haus nachdachte. Gerüchte sind nicht aus der Welt zu schaffen, daß auch mal bei einem späten Auftritt Kleinerts am Rednerpult die allzeit bereiten Kameramänner des Fernsehens einen Skandal gewittert und reaktionsschnell die Kameras und somit die Öffentlichkeit ausgeschaltet hätten. Der Abgeordnete verträgt es auch, wenn er bei seinen Parlamentsreden von Zwischenrufen unterbrochen wird: »Das ist hochprozentig richtig, Herr Kollege.«

Es ist dem Image eines solch lauten Menschen zuträglich, wenn er für sich und sein Stammpublikum ein Ritual erfindet, das in den Bereich des Legendären oder zumindest Langlebig-Anekdotenhaften hineinzuwachsen beginnt, das ein »Bist du schon einmal dabei gewesen, wenn...« bewirkt. Am besten ein Spiel, das natürlich Über- und Unterlegene kennt und bei dem auch mal über einen Verlierer schadenfroh gelacht werden darf, der dann – natürlich – eine Runde bezahlen muß. Für einen, der schon mal Handgranaten ins Spiel bringen will, muß ein Wettkampf her, der militärische Assoziationen weckt: »Schiffeversenken«, das ist eines Detlef Kleinert würdig. Für jedes versenkte Schiff ist eine Runde fällig, heißt die Regel. Das wäre nun allerdings auch für Menschen dieses Kalibers viel, wenn es sich hierbei um das Duell auf Rechenkästchenpapier handeln würde, das wir alle noch aus den Zeiten kennen, als wir Abwechslung vom eintönigen Physik-Unterricht suchten.

Kleinert (Hannover) jedoch ist seiner Schulzeit entwachsen, er gilt als ein Mann des Handfesten. Deswegen sind hier die Regeln geändert. Es werden richtige Schiffe versenkt, auch wenn es sich nur um schwimmende Biergläser im Spülbecken der Bundestagsbar handelt. Das Becken wird mit klarem Wasser gefüllt, ein Bierglas ebenso – aber nur so weit, daß es gerade noch im Becken schwimmen kann. Jeder Mitspieler erhält seinerseits ein Glas mit Wasser und ist im weiteren bemüht – wenn die Reihe an ihn kommt –, damit so viel ins erste Glas nachzufüllen, daß dieses nicht im Becken versenkt wird, sein Nachfolger aber in Schwierigkeiten kommt. Derjenige, dessen Tropfen das Glas zum Sinken bringt, ist reif für eine Runde.

Das Spiel mag den einen oder anderen an das vor allem

bei Fußballvereinen nach Sieg oder Niederlage allseits beliebte wie teuflische »Stiefeltrinken« aus dem Zweiliterglas erinnern (wer den zweitletzten Schluck trinkt, zahlt). Daß nun im Bundestag kein Stiefeltrinken veranstaltet wird, liegt sicher nicht daran, daß Männer wie der Kleinert hierbei keine Siegchancen hätten. Eher schon daran, daß es der Würde des Hohen Hauses abträglich wäre, wenn hier das großvolumige Saufen einsetzen würde. Da paßt schon eher das großprozentige. Ganz im Sinne der Landsmannschaft Detlef Kleinerts, der – aus Hannover kommend – der Lüttjen Lage frönt (Bier aus einem kleinen Glas und Weizenkorn aus gesondertem Glas werden kunstvoll einhändig-dreifingrig getrunken). Lüttje Lagen sind es denn auch, die der unglückliche Schiffeversenker bezahlen muß. Kleinert persönlich kredenzt dagegen auch mal Champagner, Marke Veuve Clicquot. Ein Glas zum Untergang bringt er sowieso eher selten.

Barkeeper Ossi meint zwar von sich: »Ich spiele hier nie mit, ich bin nur Schiedsrichter.« Man könnte meinen, daß er als solcher besonders dann einschreiten muß, wenn ein Glas zum Beispiel völlig unklar zwar getaucht ist, aber unter der Oberfläche geheimnisvoll schwebt und nicht auf Grund und Boden sinkt. Ob er denn in solchen umstrittenen Momenten oft einschreiten und richten müsse, beantwortet Ossi jedoch mit Nein, er halte sich da raus. Des Rätsels Lösung: Das Spiel braucht in Wahrheit keinen Schiedsrichter. Kleinert ist Herrscher über die Szenerie, er trifft die Entscheidung. Entscheidungen treffen, das hat er gelernt als jemand, der mit beiden Beinen im Leben steht. Das Bundestagshandbuch weist ihn aus als Vorstandsmitglied der EDG Elektro-Dauer-Garantie Reparaturversicherung AG, einer Firma, deren Name schon für sich genommen der Phantasie keine Grenzen setzt. Das Handbuch weiß aber auch zu berichten, daß er Beiratsmitglied der »Zement-Abrechnungs GmbH« ist, was immer das sein mag (die Angaben im Handbuch stammen vom Betreffenden selbst, ihm hat hier niemand etwas antun wollen). Daß Kleinert außerdem noch Schatzmeister seiner FDP in Niedersachsen ist, rundet das Bild nur noch ab.

Schade ist eigentlich nur, daß die Bundestagsbar mit gedämpftem Licht und Schall fast intimer Treffpunkt von Kleinerts FDP-Kollegen ist (»Kleinerts Büro«). Ausnahme ist der ehemalige Minister für Innerdeutsches, Egon Franke, der sich mit Kleinert sicher nicht nur deswegen so gut versteht, weil beide aus Hannover kommen. Gefragt wären hier Leute, die a) aus Oppositionskreisen kommen, b) deutlich mehr vertragen als Kleinerts FDP-Mannschaft und schließlich c) den Hannoveraner Liberalen den ganzen Abend die Schiffe versenken und die Runden zahlen lassen würden. So einen Menschen gibt es nicht. Dann wäre allerdings endlich mal etwas los, und Detlef Kleinert würde vielleicht eine Handgranate im Spülbecken plazieren.

Ein kluger Kopf hat einmal behauptet, Doppelkopf sei das einzige nennenswerte nachhaltige Ergebnis der 68er Bewegung. Eine gewagte Behauptung. Dagegen klingt die verbreitetere These eher banal, die Entstehung der Partei der Grünen sei es vor allem, die ihre

Wurzeln in den wenn auch Jahre zurückliegenden Auseinandersetzungen im Audi-Max der Freien Universität, auf dem Kurfürstendam und der Zeil hat.

Vielleicht wird man der Sache ja am ehesten gerecht, wenn wir davon ausgehen, daß beides zusammen, Doppelkopf und Grüne, als Einheit das eigentliche Ergebnis der Zeit der aufmüpfigen Studenten ist? Die Grünen als Partei – ökologisch, sozial, basisdemokratisch, gewaltfrei –, die durch ihre bloße Existenz das Primat der sogenannten Etablierten zu brechen sucht. Doppelkopf als lange Zeit unbeachtetes Minderheitenspiel im Schatten der allmächtigen Skatgilde, die ihre Anhänger bekanntlich quer durch die Reihen der großen Volksparteien findet. Ob der CDU-Rechtsaußen Lummer oder SPD-Prediger Rau – einen Skat im Kreise von Wählern oder Leibwächtern zu dreschen ist gewissermaßen die letzte verbliebene Form des Populismus bei bundesdeutschen Volkspolitikern.

Während beim Skat – wie in der Leistungsgesellschaft – ein mit guten Karten bedachter Spieler sich rabiat gegen zwei Kontrahenten durchsetzen kann, setzt Doppelkopf auf die partnerschaftliche Variante. Hier sind die Damen – anders als beim Skat – die höheren Trümpfe, eine Art »Feminat« also. Da Doppelkopf mit zwei Kartenspielen gespielt wird, bilden die beiden Kreuzdamen ein Team. Basisdemokratisch, denn jeder muß mit dem ihm durch Kartenglück zugedachten Partner ohne Standesdünkel und Machtansprüche auskommen. Sozial, denn der gute Spieler hat im eigenen Interesse für seinen womöglich zu kurz gekommenen Partner zu sorgen. Ökologisch, denn abgesehen vom bloßen Punkten erfordert Doppelkopf höchste Aufmerksamkeit für allerlei Getier – »Füchse« beispielsweise, die man sich tunlichst nicht wegfangen läßt; mitunter auch »Schweinchen«, aber dabei handelt es sich bereits um eine der zahllosen, wohl von besonders naturbeflissenen Spielern eingeführten Sondervarianten. Schließlich geht es beim Doppelkopf auch weitgehend gewaltfrei zu, denn dem unterlegenen Pärchen sind durch eine Reihe von Sonderregeln hinreichend Möglichkeiten gegeben, Punkte zu machen, auch ohne genügend Stiche eingefahren zu haben. Der Kreuzbube im letzten Stich – Kennern als »Karlchen Müller« wohlbekannt – ist eine solche Chance, der gefangene Fuchs natürlich und auch der »Doppelkopf«, ein günstiges Zusammentreffen womöglich blank liegender Asse und Zehner in einem Stich.

Bei diesen Voraussetzungen verwundert es also nicht, daß der Einzug der Grünen in den Bundestag auch den für Grüne geradezu prädestinierten Doppelkopf ins parlamentarische Spiel gebracht hat. Und die Bonner Grünen haben sich nicht lange Zeit gelassen, um das Doppelkopfspiel angemessen einzuführen.

Zum Beispiel Lothar Probst, Vertreter Bremens bei der grünen Bundestagsfraktion. Er gibt freimütig zu: Die heutige politische Weltlage hätte ihn zu früheren Zeiten noch veranlaßt, abends in Studentenkneipen Debatten über Libyen, die RAF oder die Politik der USA anzuzetteln. Heute gehe er in die Wirtschaft, um mit seinen ehemaligen Mitspielern Doppelkopf zu spielen.

Nicht nur der Wille zur politischen Auseinandersetzung wird beeinflusst, auch das Management bedeutsamer Politikspektakel wie z.B. von Bundesparteitagen gerät bisweilen unter die heimliche Regie von Karlchen Müller, Fuchs und Herz-Zehn. Wenn denn der ersehnte Abschluß der Veranstaltung nicht kommen mag, zieht man auch schon mal seine Wortmeldung zurück, um schneller zum Kartenmischen zu kommen, gesteht Bundesgeschäftsführer Eberhard Walde offenherzig.

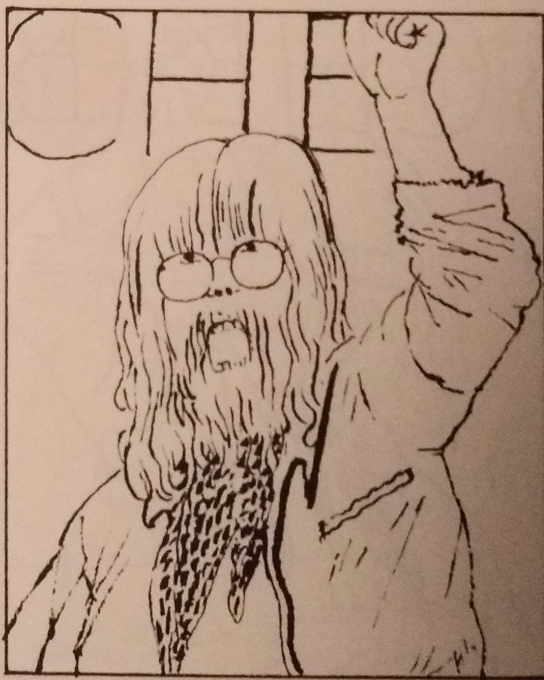
Auch eine Sitzung des Bundeshauptausschusses der Partei, des höchsten Gremiums zwischen den Parteitagen, mußte kürzlich in Freiburg so frühzeitig abgebrochen wer-

den, daß Eberhard Walde seine Runde komplett noch in den 15.56-Uhr-Intercity gen Norden bitten konnte. Gewöhnliche Mitreisende wurden vom Mittertisch im Großraumwagen (zweiter Klasse!) wegkomplimentiert, und dann begann eine Runde, von der die Beteiligten jetzt noch schwärmen. Die Rechnung des Abteilkellners für den Bierverzehr wird heute als Souvenir im Bonner Haus Tulpenfeld gehandelt.

Rainer Trampert, Vorstandssprecher und anerkannte Doppelkopffautorität, Ali Schmeißner, langjähriges Vorstandsmitglied und tragikomische Figur des Parteispitzen-Doppelkopf, sowie Hermann Schulz, Schatzmeister der Partei, verbissen und risikofreudig, waren die Akteure um Eberhard Walde, der vor allem das Sprücheklopfen beim Kartenspiel liebt.

Als bewährter stiller Teilhaber der Runde hatte sich der damalige Parteivorstand Ulli Tost danebengequetscht. Ihn zieht es stets als des Doppelkopf Unkundigen zu dieser Runde, da er hofft, daß wenigstens während des Mischens kurze politische Wortwechsel die Runde machen.

Ulli Tost wurde enttäuscht, wie es jeder anständige Spieler erwartet hätte. Als er in Karlsruhe den IC 172 verlassen mußte, war kein einziges Wort über die Politik vergeudet worden – wenn man von einem Begriff absieht, der kurz zuvor in einer linken Tageszeitung aufgetaucht war: das »Genschern«. Eine neue Spielvariante war in der taz plaziert worden, aber wie so oft nutzt das gar nichts, wenn nicht gehörige Prominenz diese Variante praktiziert und damit unters Volk bringt. Die Parteispitze tat dies, und ab sofort »genscherte« das ganze grüne Bonn mit äußerster Begeisterung, wie es einer Anhängerschar eben so zukommt.



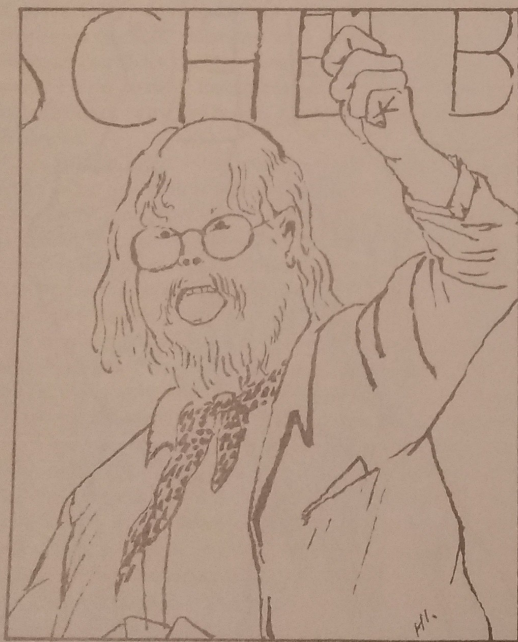
Die äußerst zweifelhafte Variante des Genscherns eröffnet demjenigen, der zufällig zwei Karo-Könige aufnimmt, die Möglichkeit, zu einem Zeitpunkt nach Wahl während des Spiels den Partner zu wechseln (und die Stiche des neuen Partners einzuheimsen). Das Genschern begeisterte die Runde im Zug derart, daß Hermann Schulz, der eigentlich nach Köln, seinem Wohnort, zum Schlafen weiterreisen wollte, von den drei übrigen in Bonn vom IC-Tisch auf den Bahnsteig gezerrt wurde, und weiter ging's am nunmehr runden Tisch im »Rosa Lu« bis in den frühen Morgen.

Einem zufällig am dortigen Tresen lehrenden Journalisten klopfte Walde wuchtig auf die Schultern: »Stellen Sie sich vor, nach zwanzig Jahren kennt keiner mehr Hans-Dietrich Genscher, aber das Genschern ist durch Doppelkopf zu einem Begriff geworden. Und so ist der Begriff der Wende, des Partnertausches, auf ewig mit dem Namen Genscher gebrandmarkt.«

Der Journalist erstattete pflichtgemäß von dieser Runde in seiner Zeitung Bericht, nicht ohne nebenbei auf rechtliche Unsicherheiten des Genschern hinzuweisen. Was ist zum Beispiel, wenn zwei ursprüngliche Partner, das heißt die beiden Kreuz-Damen, von Anbeginn mutig »keine 9« ansagen?

Wird ein solches Regierungsprogramm mit dem Genschern hinfällig, oder darf Genscher sich nicht nur in das Guthaben des neuen Partners, sondern auch in dessen Siegeszuversicht hineinlegen wie in ein gemachtes Bett? Auf den Leserbriefspalten der *tageszeitung* entspann sich nach dem Doppelkopf-Bericht des Korrespondenten eine lebhaft Debatt, in der unter anderem auch die wesentliche Frage gestellt wurde, ob es denn zulässig sei, daß unser Doppelkopf – immerhin eine Angelegenheit von prinzipieller Bedeutung – in die tagespolitische Auseinandersetzung hineingezogen wird.

Die Politisierung des Doppelkopf ist bereits in fortgeschrittenem Stadium, und die Grünen in Bonn haben daran entscheidend mitgewirkt: Man überschlägt sich in der Hauptstadt zum Beispiel mit Regelungen, die insge-



samt ein so vielfältiges wie unsinniges Netz der sozialen Absicherung schwacher Blätter ergeben. Dem Beobachter der Szene drängt sich der Eindruck auf, es könne ein Spiel nur durchgeführt werden, wenn jedesmal aufs neue alle im Sinne der Chancengleichheit ähnlich gute Blätter haben. Hat jemand fünf Neuner, darf er neues Mischen beantragen – vielleicht beantragen die Grünen ja auch demnächst Neuwahlen, wenn das Wahlvolk ihnen nicht annähernd so viele Stimmen wie den Altparteien zubilligt? Bei nur drei Trumpfkarten – mit zwei Füchsen sogar je nach Runde bis zu fünf –

darf man die Karten mit seinem Partner tauschen. Einige propagieren gar, daß Halter extrem schlechter Karten eine Art Solo »von unten« (ähnlich dem »Null« beim Skat) spielen dürfen. Andere wiederum meinen, wenn die Verlierer z.B. »keine drei« bei der Abrechnung vorweisen können, die Sieger aber nicht einmal »keine sechs« angesagt haben, seien diese die Verlierer. Damit auch ja niemand mit einem Bombenblatt mal einfach einen Bombensieg plazieren kann! Die Sieger müssen gestutzt, die Verlierer abgesichert werden.

Aufmerksame Beobachter der grünen Szenerie unter den Doppelkopfsppielern erkennen hier natürlich auch Parallelen zu dem Problem der Partei, das ihren Reifeprozess so sehr behindert: »Basis«-Mitglieder, die – was ihre Bekanntheit angeht – eher schlechte Karten haben, sind stets auf der Hut, diejenigen in der Partei, die bessere »Prominenz«-Karten haben, zurückzustutzen, wo immer sie können.

Es ist inzwischen eine Binsenweisheit, daß die politische Stützungsaktion vor allem von der Partei »linken«, den Ökosozialisten und Fundamentalisten, begeistert mitgetragen werden. Entsprechend genießen diese auch, was die grüne Bonner Doppelkopfszene angeht, eine dominante, wenn nicht gar eine monopolhafte Stellung. Schmeißner, Schulz, Walde und natürlich besonders Trampert, der sich allerdings schon ein wenig nachdenklich zeigt über so viel Sozialstaatlichkeit, sind Zentralfiguren der Parteilinken wie auch des Doppelkopf. Daß die Frankfurter Oberfundamentalistin Jutta Ditfurth – als eine der wenigen Frauen – zwischenzeitlich auch zu dieser Runde gehörte, rundet das Bild nur ab. Aber auch die Runden der Fraktionsprominenz, etwa die »Hamburger« um Jürgen Reents, Christian Schmidt, den Berater und Drahtzieher Günter Kolodziej, sowie der klassischen Linken Gaby Gottwald passen in dasselbe Schema.

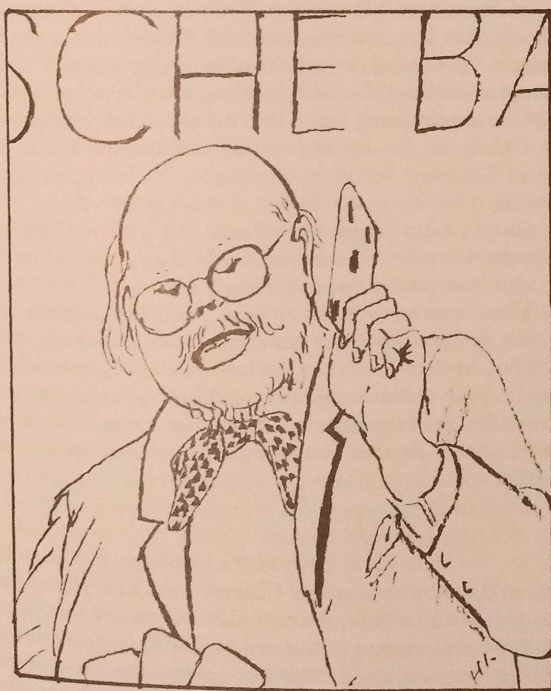
Wer also bisher gedacht hat, Doppelkopf als männliches Spiel mit männlichen Sprüchen sei eine Hochburg der Realo-Männer, der irrt schlichtweg. Otto Schily spielt lieber Skat (wenn's ihn juckt, auch mal laut krachend während wichtiger Fraktionsklausursitzungen), Joschka Fischer hatte keine Zeit während seiner zweieinhalbjährigen Bonner Vorbereitungszeit auf das Wiesbadener Ministeramt, und sein Männerfreund Hubert Kleinert zeigt sich dementsprechend gelangweilt-emotionslos, wenn man ihm entgegentritt und laut »Doppelkopf!« ruft. Er kann sich nur dunkel an ein, zwei Runden »früher« erinnern »mit Joschka« und anderen, »meistens war auch noch irgendeine Frau dabei«. Einzig Realo Jo Müller scheint noch nicht begriffen zu haben, daß das nicht seine Sache sein kann: Er sieht seine Nicht-Berücksichtigung in der Walde-Trampert-Runde als eine »Ausgrenzung, die ich aufs schärfste verurteile«. Direkt anbiederisch verspricht er, seine möglichen Gewinne an den grünen »Öko-Fonds« zu spenden, wenn man ihn mal lade.

Während der Realo-Flügel eher Enthaltensamkeit in Sachen Doppelkopf übt, franst die Bündnispolitik am Kartentisch zur anderen Seite unverantwortlich aus: Jochen Dietrich, Mitglied des DKP-Parteivorstandes, wird zum Doppelkopf geladen, als ob nicht er derjenige seiner Partei wäre, der darauf angesetzt ist, die Grünen für Moskau auszuspienieren!

Schwierigkeiten bei der Regelfestlegung gibt es allerdings mit der »OWL-Fraktion«. Die Ostwestfalen-Lippe-Gemeinde mit ihrem Doppelkopfsprecher, dem aufstrebenden Linken Michael Barg, meint, auf die Neuner beim Spiel verzichten zu müssen. Für Barg läuft die ganze Menschheitsgeschichte nach historischen Gesetzmäßigkeiten, erst recht also der vergleichsweise kleiner dimensionierte Spielverlauf beim Doppelkopf.

Man sollte denken, daß sich für Barg und seine OWLer (Europaspitzenkandidat und Landwirt Graefe zu Baringdorf gehört ebenfalls dazu) das Neuner-Schmeißen mangels Neuner erübrigt hat. Sozialpolitisch, wie er aber eingestellt ist (Barg arbeitet auch noch im Fraktionsbereich Soziales), freut er sich, daß man zum Ersatz zwischen Lippstadt und Minden das »Königschmeißen« erfunden hat: Hat einer fünf Könige, kann er Neumischung beantragen. Der Bielefelder Fraktionsgeschäftsführer Michael Vesper will sich selbst nicht einordnen im weiten Spektrum von Realos, Ökosozialisten, Fundamentalisten, Linken oder ähnlichen Gruppierungen. Von daher sollte er eigentlich offen sein für die Aufnahme in eine der diversen Doppelkopfrunden, aber es läuft nichts. »OWL schließt mich aus beim Doppelkopf«, jammert Vesper. Nur zu gut weiß er selbst indes den tieferen Hintergrund. Jeder, der Vesper ein wenig besser kennt, weiß, daß er von Herzen ein Realo ist, auch wenn er aufgrund seines Amtes die Integrationsschiene fahren muß. Es kommt bei seiner Person aber noch ein Zweites hinzu: die Rivalität zwischen Partei- und Fraktionspitze. Vesper scheut das Spiel, bei dem die Parteispitze die Vorgaben macht.

»Der Bundesgeschäftsführer Walde dürfte etwas mehr Zeit zum Spielen haben als der Fraktionsgeschäftsführer, der einen Sack Flöhe zu bewachen hat«, brummt Vesper auf die Frage, ob er hin und wieder spiele. Anderen gegenüber hat Michael Vesper einmal seine Besorgnis ausgedrückt, es könnte im Verlauf eines Doppelkopf-Abends vielleicht zu einer Hochzeit zwischen Eberhard Walde und ihm kommen, »und das will ich nicht«.



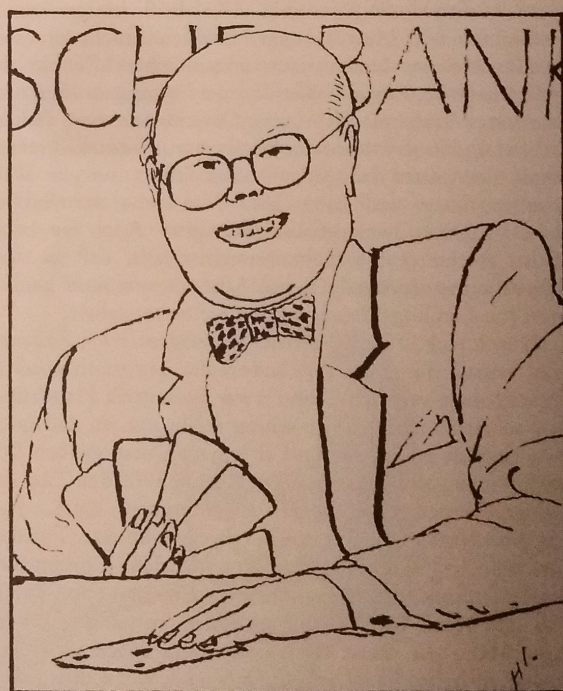
Jeder, der die strittigen Fragen des Doppelkopfs kennt, fragt sich an dieser Stelle, warum hier bislang fast ausschließlich von Männern die Rede war. Grüne sollten doch für alles offen sein. Es gibt auch Frauenrunden. Die berühmteste ist zweifellos diejenige des Arbeitskreises sechs der Fraktion (Frauenpolitik) mit wechselhafter Besetzung. Wer weiß, was Michael Vesper bei seiner anderweitigen Abneigung gegen diverse Doppelkopf-

runden veranlaßt hat, ausgerechnet in dieser Runde einen Aufnahmeantrag zu stellen, deren Zentralfiguren Barbara Bussfeld und Regina Michalik durchaus nicht im Verdacht des Realotums stehen? »Verpiß dich«, wurde ihm deutlich beschieden, und somit steht er dort, wo alle anderen Realos stehen: im Niemandsland des Doppelkopfs.

Die AK-sechs-Runde unterscheidet sich jedoch nicht nur dadurch, daß hier Frauen dominieren. Im Gegensatz zu allen anderen pflegen sie das althergebrachte Anschreiben, von sofortiger Auszahlung des Gewinns nach einem Einzelspiel halten sie nichts, ja, sie halten nichts von jeglichem Doppelkopfspiel um Geld. Aber es stimmt nur scheinbar, daß es ihnen ums Spiel und nicht ums Geld geht. Wäre dem so, dann könnten sie auch gleich aufs Anschreiben verzichten. Doch sie notieren genauestens jedes gewonnene und verlorene Spiel, am Ende wird eine exakte Hierarchie aufgestellt. Frauen sind eben bei den Grünen eher bereit, sich gegenseitig Konkurrenz zu machen und dieselbe auch auszutragen, als die Männer. Bei denen überwiegt die Geldauszahlung, und die Groschen für jeden Punkt wandern nach jedem Einzelspiel über den Tisch.

Dabei können bisweilen erkleckliche Summen zusammenkommen, die Abende sind lang: In der ersten Kneipe spielt man sich im Rahmen des Abendessens schon mal warm, dann geht es in die »Zwylle«, deren Polizeistunde erst um 3 Uhr morgens schlägt, anschließend freut sich noch der Wirt der »Kerze« über die Bierbestellungen der fröhlichen Spieler bis halb fünf.

Bei der genannten Intercity-Runde, die gewöhnlich diese Reihenfolge einhält, kommt es dann darauf an, ob Ali



Schmeißner seine ungezügeltere Risikobereitschaft und seinen mangelnden Überblick, wer mit wem spielt, dadurch wettmachen konnte, daß er alle anderen unter den Tisch getrunken hat. Ist dieser Zeitpunkt früh genug eingetreten, kann er vielleicht einen Teil der Unsummen wieder hereinholen, die er zu Anfang verloren hat. Schlecht ergeht es denen, die Schmeißner zuvor durch seine wahnwitzigen Spiele und Ansagen als Partner mit in den Abgrund gezogen hat, Trampert ist »schon oft genug vom sogenannten Schmeißner-Sog betroffen gewesen«.